

Gyula  
Illyés  
Die Puszta

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3054

Gyula Illyés erzählt in seiner literarischen Reportage *Die Puszta* vom Leben der ärmsten Teile der bäuerlichen Bevölkerung Ungarns, von den »Dienstboten« – eine Art Fortsetzung der 1848 »offiziell« aufgehobenen Leibeigenschaft. Es wird nicht nur das gesellschaftliche Leid, sondern vor allem auch das Familienleben, die Erziehung der Kinder, die Ernährungsgewohnheiten, ja die gesamte Kultur werden akribisch geschildert sowie das, was der Autor unter der »Seele der Landschaft« versteht. Seinerzeit als »Soziographie« bezeichnet, liest sich Illyés' Meisterwerk wie ein fesselnder Roman.

Gyula Illyés, geboren 1902 in Rácegrespuszta, starb 1983 in Tihany. Er war sozialer Lyriker, Erzähler, Essayist und Dramatiker. Seit Erscheinen von *Die Puszta* gilt er als einer der angesehensten Schriftsteller Ungarns.

Gyula Illyés  
Die Puszta  
Nachricht aus  
einer verschwundenen Welt  
Aus dem Ungarischen von  
Tibor Podmaniczky  
Mit einem Nachwort von  
Ernő Kulcsár-Szabó

Suhrkamp

Die ungarische Originalausgabe erschien unter dem Titel *Puszták Népe*  
1936 bei Szépirodalmi Könyvkiadó in Budapest,  
die deutsche Übersetzung von Tibor Podmaniczky  
unter dem Titel *Pusztavolk. Roman einer Volkskaste* zuerst  
1947 im Willi Weismann Verlag, München.  
Das Nachwort von Ernő Kulcsár-Szabó wurde  
für diese Ausgabe geschrieben,  
aus dem Ungarischen übersetzt von Péter Kain.

2. Auflage 2021

Erste Auflage 1999

suhrkamp taschenbuch 3054

© Willi Weismann Verlag 1947

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Wallstein Verlag, Göttingen

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39554-7

# Die Puszta



Bei dem Wort »Puszta« denkt man an die unendlichen Weiten der ungarischen Steppe und an die Weidegründe mit ihren Herden, Hirten und Ziehbrunnen. In Westungarn jedoch, wo es keine Steppen gibt, bedeutet »Puszta« eine dorfartige Anhäufung von Gesindewohnungen, Stallungen, Remisen und Getreidespeichern, die, im Gegensatz zu einem Hof, auf dem ein bis zwei Familien leben, hundert und zweihundert Familien unter ihren Dächern beherbergt. Auf solch einer Puszta bin ich geboren, und das bedeutet, daß ich vom Leben der Dörfer, von den Sitten, Gebräuchen und der Gedankenwelt ihrer Einwohner nicht viel mehr wußte, als wenn ich in einer Großstadt das Licht der Welt erblickt hätte.

Auf diesen Pusztas gab es eine Schule, eine Kirche oder zumindest eine an den Schloßflügel angelehnte Kapelle. Es gab auch das inmitten eines herrlichen Parkes gelegene Schloß, mit Tennisplätzen, künstlichem Teich, Obstgärten, herrschaftlichen Alleen und einem dies alles einfriedenden hohen schmiedeeisernen Gitter, ja sogar meist einen aus Pietät belassenen tümpelartigen Burggraben. Nach dem Schloß war das imponierendste, ja es manchmal sogar übertreffende Gebäude der Ochsenstall. Das Haus des Verwalters war aus unbekannter Tradition gewöhnlich mit Zypressen und Tannen umstanden, während die Inspektorswohnung und die noch bescheidenere Behausung des Obermaschinisten weit weniger dekorativ wirkten. Jedes dieser Gebäude stand für sich allein.

Die Gesindewohnungen dagegen waren ganz unansehnlich. Das Gesinde lebte nämlich in langgestreckten ebenerdigen Gebäuden, in denen die einzelnen Wohnungen, ähnlich wie in den Proletarierkasernen einer Großstadt, nur durch dünne Wände voneinander getrennt waren. Diese langgestreckten Massenquartiere waren so eingeteilt, daß zwischen je zwei Zimmern eine Küche mit offener Herdstelle lag. Nach einem am Anfang des Jahrhunderts gegebenen Gesetz sollte in jedem Zimmer nur eine Familie wohnen. Diese Vorschrift wurde auch auf manchen Gütern eingehalten, es gab aber immer noch genügend Güter, auf denen sie nicht befolgt wurde. In manchen Gegenden des Somogyer Komitats sah ich Gesindehäuser, auf denen es nicht einmal einen Kamin gab, so daß der Rauch durch die Küchentüre entweichen mußte, während in je-



dem Zimmer mehrere Familien hausten. Man kann sich von diesen Zuständen erst dann ein richtiges Bild machen, wenn man den Kinderreichtum des Gesindes bedenkt, bei dem eine Familie sechs bis sieben, ja manchmal sogar zehn und zwölf Köpfe zählte.

Vor und hinter den in wahlloser Anordnung zwischen den Ställen und Remisen hingestellten Gesindehäusern reihten sich die Schweine- und Hühnerställe des Gesindes aneinander, die auch heute noch, nach den aus der asiatischen Urheimat mitgebrachten Bauregeln, aus einigen Latten und einem Gemisch von Lehm und Häcksel errichtet wurden. Auf jeder Puszta gab es drei bis vier von diesen unendlich langen Gesindehäusern, eins für die Ochsentreiber und ein zweites für die Kutscher, die in der gesellschaftlichen Hierarchie der Puszta höher standen als die Ochsentreiber, obwohl ihre Arbeit wie auch ihr Lohn gleich waren. Den niedrigsten Rang nahmen, erstaunlicherweise entgegen der dörflichen Einschätzung, nicht die Schweinehirten, sondern die Tabakarbeiter ein.

Fast die Hälfte von Ungarns gesamter Anbaufläche wurde vom Gesinde der Puszta bestellt. In ihren Sitten und Gebräuchen, in ihrer Weltanschauung, ja selbst in ihrem Gang und der Art und Weise, ihre Arme zu bewegen, unterschied sich diese Volksschicht scharf von allen anderen. Selbst in der Nähe eines Dorfes lebten sie gleichsam versteckt in vollkommen abgeschlossener Isolation. Da sie den ganzen Tag, ja selbst an Sonntagen beschäftigt waren, verließen sie die Puszta sozusagen nie; andererseits war es infolge der großen Entfernungen, der schlechten Wege, der spezifisch ungarischen Verhältnisse und ihres angeborenen Mißtrauens ein schwierigeres Unternehmen, bis zu ihnen vorzudringen, als einen mittelafrikanischen Eingeborenenstamm zu erforschen. Die große Öffentlichkeit begann sich erst nach dem Ersten Weltkrieg mit ihnen zu beschäftigen. Sie lebten in einer merkwürdig stagnierenden geistigen und materiellen Gemeinschaft, die in manchen Zügen eher mit dem Zusammengehörigkeitsgefühl von Fabrikarbeitern als mit dem von Dorfbewohnern zu vergleichen war. In ihrem Wesen stachen sie natürlich völlig von jenen ab. Sie bildeten eine individuelle, abgeschlossene Welt, deren Wortschatz und selbst deren Traumwelt einzigartig dastanden – wie es ja auch gar nicht anders sein konnte. Ich erinnere mich noch des bestürzten und herzbeklemmenden Staunens, das mich überkam und wochenlang gefangenhielt, als ich im Alter von acht Jahren zum er-

stenmal ein Dorf besuchte. Ich konnte mich nicht genügend darüber wundern, ja erschrak, daß es Straßen gab mit symmetrisch nebeneinander gebauten Häusern, dazwischen freie Plätze, deren Bestimmung ich nicht verstand und auf die man mich erst nach Wochen mit Drohungen hinaustreiben oder an der Hand hinführen konnte, so sehr war ich von dem auf diesem engen Raum sich abspielenden Verkehr von Wagen, Menschen, Kühen und Kindern benommen. Die Straßen mit ihren Zäunen, Toren und mit den hinter den Toren lauern den Häusern beeindruckten mich ebenso, wie die Symmetrie, die Disziplin und das Geheimnisvolle der Gefängnisse das Gemüt bedrückte. Und da es ein deutschsprechendes Dorf war, wohin mich die Eltern geschickt hatten, damit ich die deutsche Sprache lernen sollte, war ich lange Zeit des Glaubens, all dies sei eine deutsche, von den Bewohnern des Dorfes aus ihrem Mutterland mitgebrachte Erfindung, womit ich ja nicht ganz unrecht hatte.

Die bedrückenden Gefühle, die diese für mich gefängnisartige Wohnart in mir auslöste, waren vielleicht die Ursache, warum ich die deutsche Sprache so schwer erlernte, doch mischte sich außerdem noch eine Art erstauntes Erschrecken darein. Denn wie ich schon erwähnte, war daheim nur das Schloß umzäunt, an dessen Einfriedung die Bewohner der Puszta nur lautlos, ohne Gesang und, ich weiß nicht, nach welcher althergebrachten Verordnung, auch ohne zu rauchen, vorbeigehen durften. Diesen Vorschriften konnte natürlich bei der Jugend nur durch Anwendung von disziplinarischen Strafen und körperlichen Züchtigungen Achtung verschafft werden. Meine kindliche Vorstellung verband mit dem Begriff Zaun und den dazugehörigen Verboten außerdem noch den Hund. Die Angestellten durften nämlich Hunde nur mit besonderer Genehmigung und Begründung halten; einmal, damit sie im herrschaftlichen Bereich keinen Schaden anrichteten, und dann, um die reine Rasse der Tiere des Schloßhofes zu erhalten. Es ist verständlich, daß in meinem kindlichen Gemüt die Vorstellung wachgerufen wurde, hinter diesen Zäunen und in den noch dazu von bissigen Hunden bewachten Häusern wohnten lauter unnahbare und stolze Grafen, Herrschaften, die keinen Spaß verstanden, womit ich, wie sich später herausstellte, nicht im Unrecht war.

Lange Zeit sah ich das Volk der Puszta, instinktmäßig oder aus Scham, als nicht zur ungarischen Nation gehörig an. Ich konnte es in meiner jugendlichen Phantasie nicht dem heldenhaften, kriege-

rischen und ruhmreichen Volk gleichsetzen, als das uns das ungarische in der Volksschule der Puszta hingestellt wurde. Ich stellte mir die ungarische Nation als ein fernes, glückliches Volk vor, in dessen Mitte ich gerne leben würde. In meiner traurigen Umgebung sehnte ich mich nach ihm wie nach den Helden der Sagen und Märchen. Jede Nation schafft sich ein schimmerndes Ideal von sich selbst, und da ich dieses Ideal nirgends fand, verleugnete ich die Ungarn mehr und mehr. Nach vielen Jahren im Ausland, in Deutschland und Frankreich, begann es in mir zu dämmern. Mein Erwachen war, trotz meiner übernationalen Gesinnung, gleich schmerzhaft und beschämend.

Ausländer, die Ungarn bereisten und die ich über ihre Ansicht befragte, meinten, das einfache, ackerbautreibende ungarische Volk sei ein untertäniges, stilles, dienerndes, sofort strammstehendes und eben deshalb etwas unterdrücktes Völkchen, dem man auch eine gewisse Verschlagenheit nicht absprechen könne. Diese Charakteristik traf mich unerwartet, bestürzte mich und trieb mir die Röte ins Gesicht. Es stellte sich dann heraus, daß sie alle die geradezu sprichwörtliche Gastfreundschaft der Schlösser und ihrer Herren genossen, das Volk in der Nähe der Schlösser beobachtet und die Bekanntschaft mit einer Schicht des Ungartums gemacht hatten, die ich sowohl hinsichtlich ihrer Vorzüge als auch ihrer Schwächen gründlich kenne.

Nichts liegt den Pusztabewohnern ferner, als das stolze »Aufsichhalten«, das nach weitverbreiteter Meinung eine wesentliche Charaktereigenschaft unserer Rasse ist und das in jedem ungarischen Bauern steckt. Das Volk der Puszta – ich weiß es aus eigener Erfahrung – ist ein Dienervolk. Es ist untertänig, aber nicht aus Berechnung oder Überlegung. Sein Blick sowie sein ganzes Wesen drücken diese Geistesverfassung aus, als Beweis dafür, daß es sich um eine seit Jahrtausenden durch Vererbung fest verankerte Eigenschaft handelt. Die neueste Theorie über den Ursprung der Ungarn wirkte auf mich im Zusammenhang mit dem eben Gesagten wie eine wahre Erleuchtung. Danach kamen die Ungarn nicht mit Arpad, sondern als die bescheidenen Gepäckträger und Treiber eines Attila, wenn nicht schon vor dessen Zeit, ins Land. Jedenfalls konnten sie es ihrer stillen Unterwürfigkeit verdanken, daß man sie weder mit den Hunnen, noch mit den Awaren zusammen totgeschlagen oder vertrieben hat. Sie dienten nacheinander und abwechselnd den Hunnen, den Awaren und Franken oder

einem anderen Herrschervolk, das sich ihrer eben bemächtigte, so zuletzt den stolzen turkmenischen Kriegerern des Arpad, mit denen sie, bei Wahrung ihrer klangvollen ugrischen Sprache, endlich zu einem Staatsgebilde verschmolzen.

Zweifelsohne paßt alles, was man Gutes und Schönes über einen Diener sagen kann, haargenau auf das Volk der Puszta, das in seiner Sprache, in seinen Sitten und Gesichtszügen im ganzen Land fast unverfälscht die uralten Formen einer Rasse bewahrt. Es hat sich nie durch Heirat mit Angehörigen anderer Völker, ja nicht einmal mit den Dorfbewohnern gemischt, hauptsächlich darum, weil Außenstehende keine Ehe mit einem Pusztabewohner eingehen wollten. Sie sind bedürfnislos und so folgsam, daß man ihnen nicht einmal mehr zu befehlen braucht, denn sie spüren gewissermaßen durch Telepathie jeden Gedanken ihres Herrn und führen den Wunsch sogleich aus, wie es ein guter Diener vermag, dessen Vater, Mutter, Großvater und sämtliche Ahnen auf derselben Scholle denselben Herren gedient haben. Instinktiv kennt er die Gebräuche des Hauses, ist immer dienstbereit, um nach vollbrachter Arbeit auf einen Blick hin aus dem Zimmer ebenso wie aus dem Leben oder der Geschichte zu verschwinden. Selbst das geheime Wahlrecht zum Beispiel würde bestimmt keine Überraschungen bringen, denn es gibt für sie nichts Geheimes, es sei denn den geheimen Befehl, Wunsch oder Rat ihres Herrn, selbst wenn dieser aus weiter Ferne, sagen wir aus Paris, herkäme. Sie werden ihm auch in Zukunft folgen, wie sie es fast immer in der Vergangenheit getan haben. Denn hätten sie es nicht getan, so wären sie heute nicht hier und wären auch keine Diener mehr. Zu jeder Handlung muß man sie zwar anspornen, dies steht jedoch nicht im Widerspruch zu ihrem instinktiven Gehorsamkeitsgefühl. Ist es nicht gerade das Charakteristische einer Volksschicht, aus Widersprüchen zusammengesetzt zu sein? Darum können wir sie im ersten Augenblick auch nicht verstehen, und darum müssen wir ihr Wesen von allen Seiten beleuchten. Der wirkliche Diener ist nur in großen Dingen gehorsam. Der Arm ist vielleicht träge, aber die Seele unterwirft sich demütig.

Meiner Überzeugung nach war es zu Zeiten des *cuius regio eius religio* gar nicht notwendig, Gewalt anzuwenden, damit das Gesinde der nicht selten wechselnden religiösen Überzeugung seiner Herren folgte. Bereitwillig stimmten sie dem Glaubenswechsel ihres Herrn zu und pilgerten aus freien Stücken, die Verwalter an

der Spitze, singend und voller Begeisterung einmal in die evangelische und dann wieder in die katholische Kirche. Es ist zugleich schmerzlich und beschämend, einzugestehen, daß ich auf die Religion meiner Familie weder stolz, noch von ihr besonders überzeugt bin, da mir die Gründe bekannt sind, warum die gräfliche Familie, und daher auch wir, nach mehreren im 17. Jahrhundert erfolgten Glaubenswechseln schließlich bei einer Konfession blieben.

Das bisher Gesagte schließt natürlich nicht aus, daß dieses Volk klug ist. Es ist klug und besitzt einen untrüglichen Instinkt; sein historisches Ahnungsvermögen ist geradezu unheimlich. Wie gute Diener überhaupt, ist es in der Tiefe seiner Seele grausam, rachedurstig und in seiner Rachsucht hemmungslos, wie es das einzige Beispiel in der ungarischen Geschichte, der Bauernaufstand unter Dozsa, zeigt. Daß dieses Volk die damals erhaltene furchtbare Lektion nie vergessen hat und es sich seitdem dreimal überlegt, ob es sich, politisch gesprochen, in »die Sache der Herren« einmischen soll, stellt seine Gelehrigkeit unter Beweis. Der Erfahrungsschatz der Jahrhunderte funktioniert tadellos, auf der Puszta ist es grabesstill; doch hat das – geben wir es zu – neben der Klugheit auch noch andere Gründe. Denn die Ernährung und Bekleidung der Pusztabewohner ist, mit dem Maßstab eines Städters gemessen, geradezu katastrophal. Weder das Zähneklappern noch das Magenknurren kann den Pusztabewohnern irgendwie Anteilnahme verschaffen, denn sie haben keine Abgeordneten, keine Partei, keine Zeitung, nicht einmal Freunde, die in ihrem Namen das Wort ergreifen könnten, obwohl das Schicksal des Landes mit seinen großen Anbauflächen von Zehntausenden von Morgen auf ihren Schultern ruht.

Das Volk der Puszta ist untertänig und deshalb staaterhaltend im wahrsten Sinne des Wortes. Die Achtung vor der Obrigkeit ist im Grunde genommen eine Frage der Erziehung, die in Fleisch und Blut dieses Volkes übergegangen ist. Sie ist deshalb auch eher eine instinktmäßige als eine verstandesmäßige, oder man könnte auch sagen, sie ist atavistischer Natur. Nicht ohne Verwunderung hörte ich im Familienkreise, selbst bei sehr vertraulichen Gesprächen, von dem Grafen als dem »Hochwohlgeborenen Herrn« sprechen. Ein Brief, in dem sich mein Vetter über die ungerechte Behandlung durch den Verwalter des Gutes beschwerte, beleuchtet schlaglichtartig diese sonderbare Einstellung des Gesindes. »Jetzt stellt sich

heraus«, lautet der Satz, »daß der Hochwohlgeborene Herr ein niederträchtiges Aas und ein rüddiger Hund ist.« Ich kann mich noch der tadelnden Blicke erinnern, die mich traf, als ich – ebenfalls im trauten Familienkreis – von jungen Schloßgästen als von »dieser Wenckheim ... dieser Wimpfen« sprach. Die Gesichter der Anwesenden wurden gleich unruhig und nervös, und ich merkte sofort, daß ich in ihren Augen etwas Ungebührliches gesagt hatte. Dabei ist man in der Achtungsbezeugung keinesfalls wählerisch in bezug auf die Persönlichkeit. Man braucht weder im Besitz eines historischen Namens noch einer hohen gesellschaftlichen Stellung zu sein. Es stimmt nicht, daß die Neureichen mit Hohn empfangen werden. In unserer Gegend haben eine ganze Anzahl bürgerlicher Familien Güter erworben. Am zweiten Tag nach ihrem Einzug wurden sie mit derselben Achtung und ängstlichen Rücksicht umgeben wie ihre Vorgänger, als ob der Augenblick, in dem sie durch den pseudobarocken Torbogen fuhren, sie zu anderen Menschen verwandelt hätte, was auch tatsächlich der Fall war. Vielleicht gaben die Angestellten den Neuangekommenen der Einfachheit halber, gewissermaßen zum Hausgebrauch, einen Spitznamen; persönlich sprachen sie zu ihnen mit der gleichen befangenen und stotternden Hochachtung wie zu der alten Herrschaft.

Zu den streng eingehaltenen Formen gehörte es auch, jedem Gesellschaftsgrad seine ihm gebührende Achtung zu erweisen. Einer meiner Verwandten arbeitete sich wie durch ein Wunder bis zur akademischen Laufbahn hinauf. Er wurde Richter und brachte es durch Fleiß, große Begabung und Ausdauer sogar bis zu einem ziemlich hohen juristischen Rang. Als junger Bursche war ich Zeuge eines seiner Besuche im Elternhaus. Am Familientisch getrauten sich sein Vater und seine Brüder, sonst harte und unerbittliche Vorarbeiter, kaum ein Wort zu stottern. Die Mutter besah sich ihren Sprößling voller Ehrfurcht und Befangenheit, als wäre er etwas Überirdisches, ein Himmelsbote; am verwunderlichsten benahm sich der Sohn. Er empfing und empfand die Huldigung als selbstverständlich. Die atavistische Überlieferung gebot ihm, seine eigene jetzige Persönlichkeit zu achten, und dementsprechend gab er sich. Seine Tischmanieren waren formell und tadellos, seine Sprache klang gewählt. Erst später wurde ich – allerdings mit Scham – gewahr, daß ich mir seinen Ton zu eigen machte und die ganze erbärmliche Komödie mitspielte, der ein Publikum ohne Verständnis, aber deshalb mit einer fast religiösen Glückseligkeit zuhörte.

Die je nach Ranghöhe dosierte Achtung konnte ich besonders gut an meiner eigenen Familie studieren, denn in drei Generationen waren sowohl die niedrigsten, als auch die höchsten erreichbaren Gesellschaftsschichten vertreten. Am weitesten brachte es mein Onkel, der Obernotar in einem Komitat war. Er war das Hirn der Familie, unser Stolz, dessen Name unter uns von Mund zu Mund ging. Er war der mächtige Schutzherr, bei dem wir Rat suchten und an den wir uns klammerten. Seinen Aufstieg hatte er, außer seinem Talent, der Tatsache zu verdanken, daß er »ein Kind des Volkes« war. Bei Wahlen gaben die Bürger begeistert ihre Stimmen für den einst barfüßigen Jungen ab und gafften ihn dann wie hypnotisiert an. Sie wußten, daß er bei den »Herren« beliebt war und in ihrem Kreis seinen Mann stellte.

Als Student besuchte ich ihn einmal auf der Reise durch D. in seinen Amtsräumen. Ich näherte mich seinem Zimmer auf dem breiten Gang des Gemeindehauses. Der Tür seines Amtszimmers gegenüber lagen auf dem ausgetretenen Ziegelsteinboden an der Wand entlang schön nebeneinander ausgerichtet eine Anzahl Hüte, Lammfell- und andere Mützen. Ich blieb verwundert stehen und konnte mir kaum das Lachen verbeißen. Als ich noch dastand, näherte sich vom Eingang her ein Mann der Puszta, nahm seinen Hut ab und legte ihn, ohne nach einem Haken zu suchen – obwohl es in jedem Bauernhaus Kleiderhaken gibt – mit einer Gebärde der Selbstverständlichkeit neben die anderen auf den Boden.

Im Zimmer meines Onkels standen dichtgedrängt – wie draußen die Hüte – ältere Gesindeleute, anscheinend eine Deputation von einer in der Nähe gelegenen Puszta. Sie trugen ihr Anliegen verlegen stotternd und mit den Stiefeln scharrend vor. Das Kuriose war, daß sich ihre linkische Ängstlichkeit auch auf mich übertrug. Mein Onkel blickte sie nicht an, sondern kritzelte in seiner Schreibmappe. Er tat dies wahrscheinlich aus Herzensgüte oder aus Erfahrung, denn hätte sein Blick einen der Sprechenden getroffen, so wäre von der gestammelten Rede nur wenig übrig geblieben. Sie sprachen von der Rückerstattung irgendwelcher von ihnen verauslagter Begräbniskosten, da der oder die Toten eigentlich auf Gemeindekosten hätten begraben werden sollen. Das Geld wurde ihnen nicht zurückerstattet, und diesen Beschluß teilte ihnen mein Onkel in kurzen, nackten Sätzen mit. Schon drängten sie hinaus, schnell, bescheiden und mit höflichen Verabschiedun-

gen. Beim Hinausgehen erkannte ich unter den Bittstellern einen nahen Verwandten, einen Vetter meines Vaters, der sich noch untertäniger und tiefer vor meinem Onkel verbeugte. Ich war so verwirrt und so peinlich berührt, daß ich am liebsten mit der Schar das Zimmer verlassen hätte. Ich erhielt wie gewöhnlich ein Kronenstück, küßte meinem Onkel die Hand und drückte mich.

Es gab Zeiten, in denen ich noch weit davon entfernt war, mich mit dem Volk der Puszta überhaupt identisch zu fühlen. Wer aus einer Puszta den Weg in die große Welt antritt, muß zwangsläufig alles, was ihn an sein dortiges Leben erinnert, abstreifen. Wer die Luft der Puszta verläßt, muß ein anderer Mensch werden, sonst geht er in der neuen Atmosphäre zugrunde. Dorthin zurückzukehren bedeutet mehr, als eine Reise um die Welt.

Ich habe mich durch diese Wandlung durchgerungen, aber erst nach qualvollen Phasen und Stationen fühlte ich mich Manns genug, die Puszta wiederzusehen und zu versuchen, ihre Luft zu atmen. In der Natur gibt es nur Sprünge, und deshalb war meine Rückwandlung nicht ohne Übertreibungen. Ich mußte erst bis zum Volksredner einer farbigen Hafenarbeiterversammlung in Bordeaux herabsinken, ehe ich zur Besinnung kam und erkannte, wohin ich eigentlich gehörte; bis es mir gelang, nach manchen nicht immer freiwilligen Besuchen im Elternhaus, bei denen ich nicht nur die Stallungen, die Umgebung der Gesindehäuser, ja sogar den Sonnenuntergang auf der Puszta als trostlos empfand, meine Seele wieder mit der Heimat in Einklang zu bringen. Ohne jede gefühlsmäßige Beziehung, mit vollkommen neutralen Augen sah ich mir alles an. So wie die alten Ochsentreiber, die ich als Fremde ansprach und die mir vertraulich augenzwinkernd zuhörten, sich als Onkel Michael und Onkel Paul meiner Kindheit entpuppten, so kannten mich Hügel und Tal besser, als ich sie.

Gleich den im Frühjahr pfeilgerade zurückkehrenden Störchen, die stundenlang das alte Nest umkreisen, jeden Ast des Baumes untersuchen, so näherte ich mich meiner Heimat, und so untersuchte ich auch die Stätten meiner Kindheit.



Der Provinzler, der von seiner Heimat erzählt und früher oder später auf die »engere Heimat« zu sprechen kommt, denkt meist an ein Dorf, dann an einen Hof und weiter durch die Küche an ein Zimmer mit zwei kleinen Fenstern, wo er die Muttersprache erlernt hat. Unbewußt erlebt er rückblickend die Geschichte eines Wortes bis zu dem Tag, da Haus und Heimat eins bedeuteten. Die Heimat ist zuerst ein Haus und seine Umgebung, dessen Blickbereich sich langsam erweitert, sich auf andere Gegenden erstreckt, bis zuletzt das alte Haus auf ewig im Dämmerlicht des Vergessens versinkt.

Wenn ich an meine Heimat denke, so sehe ich auch ein kleines Haus vor mir. Ich erinnere mich nur an das Haus, an die zwei Zimmerchen und an die dazwischen liegende Küche mit dem Lehmbofen. Der Hof des Hauses reichte so weit wie der Blick. Kaum daß es mir das erste Mal gelang, das schier unüberwindlich erscheinende Hindernis der ausgetretenen Schwelle zu überwinden, erstreckte sich vor meinen unsicheren Schritten sofort die unendliche Welt. Das Haus stand auf einem Hügel, unten im Tal erschien das immer gleiche Bild der Puszta: rechts in einem Gebäudeblock mit der Schmiede- und Wagnerwerkstätte die Wohnungen des Beschließers, des ersten Ochsentreibers, des Maurers und des Wagners; links in Reihen die langgestreckten Gesindehäuser, zwischen uralten Bäumen das Schloß und die Inspektorwohnung; gegenüber die Remise, dann auf einer kleinen Anhöhe der Kornspeicher und der Ochsenstall. Rundherum die große Weite der Felder und, kaum sichtbar in der Ferne verstreut, die weißen Flecken der Dörfer.

Die Urbewohner der Puszta blickten sehnsüchtig nach den Dörfern, um zu erraten, in welchem ein langes, unruhiges Leben, das schon ein Jahrhundert währt, endlich Frieden finden wird. Die Puszta wird von allen nur als Übergangsstadium angesehen. Wer sich an irgendeinem Dorfrand ein kleines Grundstück ergattern konnte, der fühlte sich schon dorthin gehörig.

In gewissem Sinne bedeutete es sogar eine Schande, Pusztabewohner zu sein, denn es hieß, besitz- und heimatlos auf ewiger Wanderschaft zu bleiben. So war es auch. Wem es nicht gelang,

sich ein Stückchen Grund und Boden anzueignen, der schloß sich einem Dorf an, in dem sein Vater oder Großvater gewohnt hatten, oder wo sie gestorben waren. Gefühlsmäßig gehörte die Puszta nirgendwohin. Ein Zugehörigkeitsgefühl konnte sich auch gar nicht entwickeln, denn die Großgrundbesitzer, denen meist mehrere Pusztas gehörten, wechselten das Gesinde Jahr für Jahr, manchmal sogar öfter, von einer Puszta zur anderen. Jemand, der einem Esterhazy diente, konnte, solange es ihm gelang, sich das Wohlwollen seiner Herrschaft zu erhalten, genauso heimisch im Soproner oder Somogyer Komitat sein oder wo immer ein Esterhazysches Gut lag. Um die Zuständigkeit eines Pusztabewohners festzustellen, fragt man nicht, wo er geboren ist, noch weniger, wo er wohnt, sondern wem er dient. Meine Familie diente hauptsächlich den Apponyis, dann den Zichys, den Wurms, Straßers und Königs sowie deren Verwandten (denn die verwandten Familien tauschten gerne ihr Gesinde: einen besonders tüchtigen Schweizer, einen strammen Kutscher oder einen Beschneider mit besonderer Fingerfertigkeit; ja, sie verschenkten sogar ihre Dienstboten, die eine solche Verpflanzung als besondere Ehre empfanden). So wanderten auch wir mit unserm Hab und Gut hin und her, mitsamt den Kleintierstallungen, Hühnern und der Kuh. Manchmal besuchten wir auch Verwandte, von denen wir uns nach fünf- bis sechsjähriger Nachbarschaft plötzlich trennen mußten. Wir fuhrten die ganze Nacht, oft auch den Vormittag hindurch, von Puszta zu Puszta und waren überall zu Hause. Mein Geburtshaus gehörte nicht dem Vater, aber die Heimat, die er mir hinterließ, war unbegrenzt: sie umfaßte ein halbes Komitat.

Dort, wo aus dem Norden kommend, die Sarviz sich zu der im Plattensee entsprungenen Sio gesellt, ohne sich aber je mit ihr zu vereinigen, sondern ungefähr einen halben bis einen Kilometer entfernt, wie zwei Arm in Arm gehende Verliebte, neben ihr herplätschert – da bin ich zu Hause, das ist meine Welt. Die zwei Flüsse durchpflügen ein Tal gleich einem großen, weichen Doppelbett, begrenzt und behütet von sanften, laubbekränzten Hügelzügen. Oben die Sarretebene; unten die Sarközniederung, in der fast jede Ortsbezeichnung mit Sar beginnt – hier ist mein Heimatland.

Vielleicht ist es anmaßend, so große Flächen, die sich sogar über mehrere Komitate erstrecken, als Heimatboden anzusprechen. Eben dieses Bewußtsein erfüllt mich mit Glück, und ich empfinde, was ein armer König seinem Land gegenüber empfindet: nicht

eine Scholle Boden ist sein eigen, jedoch seine Liebe und Sorge gehören dem ganzen Land.

Laut Kirchenbüchern bin ich in Sarszentlörincz geboren. Stolz entdeckte ich dies am Ende eines Schuljahres in meinem Zeugnis. Die Angabe stimmt aber nicht, denn in Sarszentlörincz war ich zum erstenmal, als ich auf Schusters Rappen hinpilgerte. In Wirklichkeit habe ich auf der Puszta Felsöracegres das Licht der Welt erblickt. Die Puszta übersiedelte im Laufe der Jahre bald in dieses, bald in jenes Dorf, als ob sie sich in der Wahl nie entscheiden könne. Sie schenkte ihre Neugeborenen einmal dem einen, dann dem andern Ort. So kam es, daß meine Mutter, die im gleichen Haus wie ich geboren wurde, aus Palfa gebürtig ist. Die Post der Puszta kommt aus Simontornya, die nächste Bahnstation ist Vajta. Dieses bunte Gemisch erfreut mich.

Felsöracegres haben schon die Römer ... ich erzähle aber lieber nicht ihre Geschichte. Das Gesinde kennt aus der Vergangenheit der Puszta nur Legenden vom Hörensagen. Die Erinnerung an die Türken wurzelt so tief in den Seelen, als ob erst ein Jahrhundert seit ihrem Verschwinden vergangen wäre. Dann kamen Räuberzeiten; später die Grafen und zuletzt die Pächter. So lautet die Lokalchronik. In einer abgelegenen Gegend der Puszta am Ufer des Sio, »stinkende Ecke« genannt, stand ein Viehschuppen auf den Grundmauern einer Kirche aus Arpads Zeiten. An dieser Stelle förderten Ausgrabungen Kelche und Goldmünzen aus der Tatarenzeit zutage. Es ist anzunehmen, daß einst Racegres, wie alle Pusztas Westungarns, eine blühende Ortschaft war.

Jetzt erfüllt die sanften, vor Wind und Wetter geschützten warmen und fruchtbaren Hänge, wo selbst der Feigenbaum reife Früchte trägt, nur das Quieken der Schweine und Kinder, Ochsengebrüll oder das Schimpfen der Verwalter. Das sind die Lebensäußerungen der Puszta. Zwischen den hohen Gleditschiebäumen versteckt, kann sie der in die Staubwolken der Landstraße gehüllte Reisende selbst aus nächster Nähe nicht entdecken. Dichtes Laub schließt die Puszta hermetisch von der Außenwelt ab. Ein steiler Weg führt von der Landstraße zu ihr hinunter.

Den Weg erklimmend, sah ich mich in meiner Heimat um: die hochgelegene Landstraße war eine fremde, verbotene Welt voller Gefahren; Zigeuner, Hochzeitszüge und Händler zogen ein- bis zweimal in der Woche vorbei. Auf der anderen Seite lag eine Viehweide, dahinter die dunkle Masse des gräflichen Fichtenwaldes.

Wie die Zeiselmäuse auf der Wiese ihre wachsamen Köpfchen herausstrecken und die wagemutigen sich sogar auf zwei Füßchen stellen, um weiter sehen zu können, so lugte ich aus dem sicheren, warmen Tal hinaus. Neugierig beschnüffelte und erforschte ich die Gegend mit Sehnsucht nach der Ferne im Herzen. So lebt dieser Zeitabschnitt meines Lebens in der Erinnerung.

Wenn ich an das gräfliche Herrschaftsgut und an die fünf bis sechs Dörfer im Umkreis denke, dann sehe ich, daß das Schicksal mir schon alles um meine Wiege gebreitet hat, was ich aus der Geschichte Ungarns für mein ganzes Leben lernen kann. Mein Blick schweifte zu den zwischen Hügeln und Wäldern herauslugenden Kirchtürmen, und meine Phantasie beschäftigte sich, während ich allmählich eins nach dem andern entdeckte, spielerisch mit den in ihrem Schatten Schutz suchenden Dörfern. Für mich war keines dem andern gleich. Jedes war eine kleine, abgesonderte Welt, von verschieden gearteten Menschen bevölkert; jedes hatte seine eigenen Sitten und Gebräuche. Spielend, wie gute Schulbücher, belehrten sie mich über Völkerkunde, über die Geschichte meiner Heimat, die ungarische Grammatik, Sozialwissenschaft und manches andere, worüber in der Schule der Puszta kein Unterricht erteilt wurde. Noch heute zehre ich von dem, was ich damals durch Anschauungsunterricht lernte.

Die Suche nach einem verlaufenen Kalb, die oft über zwei bis drei Dörfer führte, der Geburtstag eines Verwandten, eine Hochzeit oder gar ein Begräbnis, gemeinsame berufliche Fahrten mit meinem Vater nach entlegenen Pusztas, später auch selbständige und von Neugier getriebene Wanderungen erschlossen mir allmählich, Schritt für Schritt, wie das Kennenlernen des eigenen Körpers, die Umgebung: herrliche Hügelzüge, unübersehbare Weizenfelder, hohe, waldähnliche Maisfelder, in denen man sich verlieren konnte und stundenlang umherirrte, ehe man wieder herausfand. Sumpfige, weidenbewachsene Niederungen der Flüsse, da und dort ein Dorf, das ich im Kreis umstrich wie das Wild, zu dem ich mich mehr hingezogen fühlte als zu den Menschen. Die Hügel, Wälder und üppigen Täler sind Natur geblieben, sie waren mit mir noch nicht verbunden, und ihr Andenken sagte mir noch nichts. Erst die Bekanntschaft mit ihrer Geschichte erweckte sie zum Leben. Wie auf einer in die Entwicklungsflüssigkeit getauchten photographi-